

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Im Unterhaus-Restaurant

(K. Thöny)



„Ober, bringen Sie mir noch eine Portion. Die Debatte über die Hungersnot in Indien war ungemein appetitanregend!“

Nel ristorante della Camera Bossa: „Cameriere, portatemi un' altra porzione!  
Il dibattito sulla carestia in India mi ha eccitato un terribile appetito!..“



## HEIZEN

Bei einer Zentralheizung ist die Sache so: Man steht vom Schreibtisch auf, faßt an die Röhren, dreht sinnlos an einem Hebel herum und sagt schließlich: „Der Hausmeister hat heute mal wieder nicht richtig geheizt.“ Damit ist die Sache erledigt.

So habe auch ich es jahrelang gemacht, jetzt bin ich in persönliche Beziehung zu einem Ofen getreten, in sehr persönliche Beziehung. Ein Ofen, müssen Sie wissen, meine Herrn Zentralgeheizten, ist ein Ding, das in der Ecke des Zimmers steht und dazu dienen soll, Wärme auszustrahlen. Da-

## ERNSTE ZWEIFEL

Die Kirchweih- und die Martinsgänse

erreilte schon des Todes Senfe.

Vorüber ist der Festtagschmaus.

Proßt Mahlzeit! - Ich fiel leider auf

Auch Weihnacht ist nicht ausdachtboller.

Denn no im Stalle oder Köller

noch lo ein Vogel extirrt, ist er

bereite verabonnirt.

Da müßte man ja wohl fein Denken

in Richtung auf Karnickel lenken,

von denen wir durch Kenner hör'n,

daß sie erfreulich eßbar wär'n.

Doch selbst auf diesem Marktgebiete

man belämmert eine Nette,

indem der Züchter uns belehrt,

daß er sie lieber selbst verzehrt.

Das ist im Grunde ja begrifflich,

denn es ist menschlich. Nur bezweifelt ich,

ob solche Eisenbrötterel

auch melfandlich tragbar fel.

Ratatzehr

mit ein Ofen wärmt, muß er geheizt werden. Bis hierher ist die Sache vollkommen klar, aber wie wird ein Ofen geheizt und mit was? Haben Sie ein Ihnen nahestehendes weibliches Wesen zur Hand, werden Sie sofort mit ihm in Meinungsverschiedenheiten eintreten über die Art des Heizens. Alle Männer glauben vom Heizen mehr zu verstehen als Frauen. Heizen ist ausgesprochen männlich. Heizen ist eine durchaus laute Tätigkeit. Man kann mit Schaufel und Schürhaken kräftig gegen Ofenlütren schlagen, auf eisernen Rosten herumkratzen und Staub aufwirbeln. Frauen behaupten, wenn Männer eine ungewohnte Arbeit verrichten, hätten sie es gern, wenn dabei starke Arbeitsgeräusche entstehen. Man könnte gut eine Schallplatte aufnehmen: „Er heizt ein.“ Sie würde aus einer Tonfolge von Klirren, Schaben, Poltern, Fluchen und Stöhnen bestehen. Am Ende kann dann Prasseln eintreten. Prasseln bedeutet erfolgreiche Beendigung der Tätigkeit, Prasseln zeigt an, daß der Ofen brennt.

Aber vor das Prasseln haben die Götter den Schweiß gesetzt. Ich habe früher nie gewußt, wie heikel Ofen in der Nahrungsaufnahme sind, und daß ein Unterschied zwischen Kohlen und Kohlen besteht und daß Holz nicht gleich Holz ist, vom Ofen aus gesehen. Man kann einem Ofen noch so oft klarmachen, daß dies ein ganz vorzügliches Holz ist, daß es nahrhafte Kohlen sind, die man ihm anbietet, er frißt sie nicht. Bei Menschen geht das, Ofen haben einen sehr ausgeprägten Geschmack. Ofen verweigern die Nahrungsaufnahme, erklären das Angebotene für unverdaulich und beginnen zu rauchen. Das sollen auch Männer gelegentlich tun. Es ist aber noch unerträglich, wenn ein Ofen raucht, als wenn es ein Mann tut, von der Wärmezeugung ganz zu schweigen.

Ich bekenne, es ist ein stolzes Gefühl, einen Ofen in Brand zu stecken, es bereitet Befriedigung, man hat den Eindruck, eine ordentliche Arbeit geleistet zu haben. Man fühlt sich als nützlichem Glied der Familie, auch wenn dabei ein Aschen-

regen auf Möbel und Manuskripte niedergeht, wie es vor zwei Jahrtausenden bei der Stadt Pompeji geschah. Tja, wo gehobelt wird, da fallen Spähne, und wo Männer heizen, da fällt ein Aschenregen. Frauen haben Dankung vor gutheißenden Männern, und aus ihrem dankerfüllten Blick spricht etwas wie „Du Starker“.

Übrigens hat das Heizen den Vorteil, daß man sich die ganze Zeit damit beschäftigen kann und von jeder anderen Arbeit abgehalten wird. Da gilt es nachzuliegen, Asche zu entfernen, den Luftzug zu regeln, Klappen zu öffnen und überhaupt nach dem Feuer ständig zu sehen. Ich weiß es, in jedem Mann wohnt, sagen wir mal ein Kind, und das will heizen.

Folzick

## ES WAR EINMAL

ein rechter Bösewicht, der hatte der Witwe Freundlich ein Schwein mitten in der Nacht gestohlen. Aber Gottes Mühlen mahlen sicher und so kam die Sache auf und der Bösewicht stand eines Tages vor seinem irdischen Richter.

„Was haben Sie denn mit dem Schwein gemacht, Angelagger?“

„Gegessen habe ich es, hoher Rat!“

„Gegessen? Und das sagen Sie so ruhig und ohne Reue? Haben Sie denn, von jeder irdischen Strafe abgesehen, daran gedacht, daß Sie sich eines Tages im Himmel für diese Schandtatt verantworten müssen? Was werden Sie sagen, wenn Sie vor Gottes Thron stehen und neben Ihnen die Witwe Freundlich, die Sie vor Gott anklagt?“

Der Bösewicht sah sinnend zu Boden.

„Verzeihung, hoher Rat“, sagte er dann, „glauben Sie, daß auch dann das Schwein da sein wird?“

„Gewiß.“

Da klärte sich des Bösewichtes Gesicht auf und er sagte:

„Dann ist es nicht so schlimm, hoher Rat. Dann werde ich sagen: Bitte sehr, Frau Freundlich, hier ist Ihr Schwein mit Dank zurück!“

J. H. R.



„Weißt du, Elli, im Frühling ist Liebe eigentlich Kitsch, aber im Herbst liebt sich's unglücklich am schönsten!“

Stagioni dell'amore: „Sai, Elli, l'amore in primavera in realtà non ha alcun valore, ma bellissimo è l'amore infelice in autunno!„



OLAF GULBRANSSON  
43

„Nein, nein, MiB Britannia, das ist keine Zwangsjacke, das ist das neueste amerikanische Jakett, das kleidet Sie vorzüglich!“

**Britannia sotto vigilanza di Polizia:** „No no, MiB Britannia, questa non è una camicia di forza, ma la giacca americana d'ultima moda che Vi sta a meraviglia!„

# DIE ARME LAVALLIÈRE

VON EFFI HORN

Beim Staubweischen am Montag früh fiel es Henriette sofort auf, der kleine Porzellangüßchen, der in unendlich feinen Händchen ein langes Schätzlein hielt, wie eine kleine Verletzung am linken Daumen auf. Ein winziger Splitter war abgebrochen, noch wenig zu sehen, aber beim Drüberfahren deutlich zu spüren.

Merkwürdig, wo ihn kein Mensch angeführt hat, dachte Henriette und schauete sich für alle Fälle einmal mißtrauisch nach dem Kater um, aber da wäre dann immer noch zu klären gewesen, wie Mame, der Kater, den allenfalls umgeworfene Chinesen wieder aufgestellt hätte. Ein paar mal im Lauf des Tages noch fiel ihr die Wunde des kleinen Figürchens ein, das sie im Scherz oft ihren Talisman genannt und sorgsam behütet hatte, da es das erste Geschenk war, das ihr vor anderthalb Jahren Walter Heibing, ihr Verlobter, mitgebracht hatte.

Zwei Tage später lehnte dem Chinesen das Dämchen der rechten Hand und Henriette war erst ärgerlich, dann unfühlig, und da sie ihre Unruhe gern in Worten kundtat, schrie sie: „Zum Kuckuck, wer zerbröselt mir da eigentlich meine Porzellangüßchen?“ Aber das Zimmer gab keine Antwort, was nicht weiter verwundern konnte, da es leer war. Am Abend erzählte sie Walter, erst einmal von den kleinen Unglücksfällen ihres Talismans. Er bedauerte sie gebührend, doch, wie es Henriette vorkommen wollte, etwa zu teilnahmslos für einen Bräutigam, der in wenigen Monaten ihr Mann sein sollte, und sagte, so etwas könnte halt mal vorkommen.

„Ja“, antwortete Henriette mit ungewöhnlicher Bestimmtheit, „aber die Sache bedeutet doch etwas, und das gerade will ich wissen. Was meinst du, was ich von deiner Liebe halten müßte, wenn plötzlich mein, dein – unser kleiner Chinese sich selbständig in Scherben auflöste und damit sozagen das Ahnungswort erfüllt?“ In feineren Familien vor Unglücksfällen polternd vom Nagel zu fallen pflegt!

„Fang nicht an zu spinnen“, bat Walter mehr freundschaftlich als liebenswürdig, worauf Henriette nicht umhin konnte, ihn an sein letzlich zunehmend zärtliches Gepökel mit Gerda, ihrer geliebten Freundin, zu erinnern.

„Ach, Gerda“, sagte Walter und machte eine überaus beruhigende Handbewegung, eine Bewegung, die so sehr beruhigend war, daß sie Henriettes Aufmerksamkeitskräfte erregte. Nano, dachte sie, habe ich also da mit meinem Spaß doch ein Stückchen Ernst gestiftet, wie ich schon einmal meinte – und mit einigem Entsetzen spürte sie bei genauerer Kontrolle ihres Empfindens plötzlich eine seltsame und jähle Hitze in der Magengegend, die sie als gewissenhafte Medizinstudentin sofort als erstes Symptom heftiger Eifersucht diagnostizierte. Gerda, ihre Freundin, wohnt mit ihr auf dem goldenen Stockwerk in einem Atelier und kam beinahe täglich zu ihr. Sie hatte stets eine gewisse verliebte Zuneigung zu Walter gezeigt, doch, wie Henriette bisher geglaubt hatte, stets mehr als angeborener und unwillkürlicher Koketterie mit ihm geflirtet, als als irgendwelchem wirklichen Gefühl des Besitzwollens heraus.

Es ist doch ein Kreuz mit Freundinnen, dachte Henriette und unterdrückte mühsam einen Seufzer. Sie war jedoch zu Walter freundlich und vergnügte wie immer, und als er sich früh verabschiedete hieß sie Gerda hübsch.

Gerda lag blüchlings auf Janem Möbel, das sie Couch nannte und selber aus Matratzen, Kissen und einer Decke gebaut hatte. Sie las in einem dicken Buch, aus dem sie kaum aufschaute, und begrüßte Henriette mit dem aus tiefsten Herzen heraufgehobenen und nicht ohne weiteres verständlichen Seufzer: „Ach, die arme Lavallière!“

„Wieso die arme Lavallière?“ fragte Henriette mit der ihr eigenen Genauigkeit und ging ohne Ersteinsetzen dem Überschwang der andern zuleibe.

„Männer sind halt mal unzuverlässig!“, murmelte Gerda vieldeutig, nickte ihrer Freundin wissend und wie bedauernd zu und erklärte weiter: „Ach wenn sie Könige sind. Ich lese da gerade diese Lustgeschichten von Ludwig dem Vierten mit dem Fräulein von Lavallière, das er nach vie-

len Jahren recht lieblos verlassen hat, worauf es ins Kloster ging.“

„Gott, wenn man immer gleich ins Kloster gehen wollte“, sagte Henriette und dachte mit einem Gefühl zufriedener Sicherheit an Walter.

„Findst du nicht, daß es auch wiederum ganz schön ist und von Größe zeugt, einfach zu verzichten?“ spannte Gerda ihr Thema weiter.

„Nein“, erklärte Henriette entschieden und hatte plötzlich das Gefühl, als müsse sie aufpassen. „Das hört sich gut an, besonders wenn man es grad gelesen hat.“

„Welch mir nicht aus“, sagte Gerda mit Würde. „Warum nicht verzichten, wenn einem alle Anzeichen sagen, daß man nicht mehr geliebt wird – oder nicht mehr so wie früher?“

„Das löst man sich schon nicht geben“, behauptete Henriette zäh und dachte mit einer gewissen Unfreundlichkeit an das unglückliche Fräulein von Lavallière, das sich so ohne weiteres gefügt haben sollte.

„Ich verstehe das sehr gut“, sagte Gerda und drehte sich auf den Rücken, woraus Henriette entnahm, daß sie jetzt eine ihrer längeren tiefstürzenden Abhandlungen zu beginnen gedachte. Sie ließ sich ebenfalls bequem auf eine Schreibstrecke nieder und Gerda fuhr auch schon fort.

„Diese Lavallière, die noch dazu gar nicht so besonders hübsch war, hatte eben einem Kraftmenschen wie Ludwig einfach nichts mehr zu geben. Das Verhältnis hatte ja auch schon einige Jahre gedauert. Und wie sie schon immer mehr fühlte,

## Glanz und Elend der Bauchgewölbe

Von Peter Scher

*Ein froher Bauch ist ein Gedicht;  
die ihn besitzen, achten ihn;  
er mild nur Glücklichen vorlieb,  
und woen er schmückt, den drückt er nicht.*

*Der Nichtbauch als sein Gegenpart  
befindet sich in raschen Schuh'n  
und hat nie Zeit, sich auszuruhn,  
er überrennt die Gegenwart.*

*Doch ob auch Bauch, ist er nicht froh  
und nur die Häufung bitteren Seins,  
so drückt er mit der Wucht des Steins –  
dann fort mit ihm, es geht auch so!*

*Ich kenne einen, der ihn hat;  
der war, sofern man richtig ahnt,  
von Gott als magerer Hecht geplant,  
doch leider fand ein Irrtum statt.*

*Der als Charakter klapprig war  
und Mißgunst in den Zügen trug,  
dem rouch ein Bauch nie einem Krug  
und das entstellte ihn ganz und gar.*

*Trübselig hing an ihm der Bauch  
voll Eigensinn und würdelos –  
an einem Lineal ein Kloß?  
kurz unfroh, negativ, ein Schlauch.*

*Laßt ihn ihn fragen, es ist hart,  
wohl härter noch als mager sein;  
an Hoch kann ein Versager sein  
ein Bauch dem Bauch von froher Art!*

daß er nichts Rechtes mehr von ihr wissen wollte, da passierte auch schon diese seltsame Geschichte mit dem Rosenstock, die schon etwas Mystisches hat.“

„Mit ja für einem Rosenstock? Entschuldig, aber ich bin ja nicht so intim mit deiner Lavallière“, sagte Henriette etwas ängstlich, und Gerda erzählte, zufriedener über die Aufregung, weiter: „Der König hatte seiner Mätresse einmal einen Rosenstock geschenkt, den sie sorgsam hütete, da sie glaubte, sein Blühen zeige das ungetriebene Glück ihrer Liebe an. Und merkwürdigerweise begann der Rosenstock es plötzlich zu kränkeln als der König sich abzuwenden begann, und ging ein, als der Bruch völlig unaußwählbar schien.“

„Ach, nein, wirklich!“ sagte Henriette erstaunt. „Und die Lavallière heulte natürlich darüber und verschönte sich durch eine rote Nase und dicke Augenlider, wie es Männer, vornehm Könige, so gern haben.“

„Laß das doch“, sagte Gerda ärgerlich. „Du bist manchmal so gar nicht einfühlend. Ich meine aber, daß die Dinge schon irgendwie mit uns verbunden sind und so etwas wie eine Seele haben. Sie spüren föhlich, was um uns vorgeht und haben so sehr wohl die Möglichkeit, wie eine Antenne Wellen aufzufangen, die zu uns kommen. Vielleicht sind sie noch feiner abgestimmt als wir und wissen schon, wenn wir selber erst ahnen...“

Henriette schaute die Freundin nachdenklich an. Sie hörte Gerda unendlich gern klug und gehoben von Seiner Seite. Sie ist dann Goldschwert, pflegte sie zu sagen. Jetzt fiel ihr dabei plötzlich ihr kleiner Chinese ein. Komisch, welche Wellen, welche verderbenbringenden Wellen, um in Gerdas gehobener Sphäre zu bleiben, mochten ihn berührt und seine Dämchen abgebrochen haben?

Als sie später wieder in ihrem Zimmer saß, sann sie noch darüber nach. Etwas stimmte nicht. Mit Gerda nicht, vielleicht auch mit Walter nicht, bestimmt aber mit dem kleinen Porzellangüßchen nicht. Walter schien sie in den nächsten Tagen oft prüfend anzusehen. Aber er zeigte keine Spur von Unsicherheit. Er hielt sie umgürtelt wie immer und hatte das Gefühl, als sei er dafür nicht nur überaus empfänglich, sondern geradezu dankbar. Allmählich wich eine leise Fremdheit, die sie ein paar mal meinte verspürt zu haben, wieder ganz von ihm. Dem Chinesen waren derweil noch zwei Zehen abgebrochen. Henriette war schon fort.

Auch als Gerda die kleinen Brüche entdeckte und laut darauf hinwies, sagte sie nur gleichgültig: „Ja, so was kann vorkommen, dafür ist er eben aus Porzellan.“

Viel später, als sie längst mit Walter verheiratet war, erzählte er ihr einmal, daß Walter Gerda eine Zeitlang fast – fast ein wenig gefährlich gewirkt wäre. Mit ihrem Geglitzter und ihrem teils amüsanen, teils komisch-geschwollenen Gerede hätte sie ihn interessiert, hätte auch gar nicht schlecht Henriettes Gradlinigkeit als Nüchternheit, ihren Ernst als Pedanterie herausgestrichen und leise, geschickte Warnungen vor künftiger Altbäcktheit eingeflochten.

„Aha“, sagte Henriette, „und wenn ich damals grad eine schlechte Zeit gehabt hätte, und vielleicht häufig zu Tränengüssen und Szenen geneigt, Eifersucht gezeigt hätte und sonst eine Trauerwölbe gewesen wäre, hättest du vielleicht dieses Goldstück Gerda in so selbigen ganz guten Glanz erst so recht erstrahlen sehen, wie, und hättest es dir gar noch überlegt, oder?“

„Ich glaub's nicht, heut nicht“, sagte Walter und lachte. „Oder vielleicht doch so 'n Bißchen...“

„Ja, die arme Lavallière!“ sagte Henriette. „Die war mir als Vordame in selbigen ganz guten Gerda hat zu dick aufgetragen. Deshalb habe ich mir auch die Mühe gemacht und habe selbst die Geschichte von dem blühenden Rosenstock nachgelesen, die Gerda immer geheimnisvoll zum besten gab.“

„Ah, der Rosenstock des Königs, der verblühte in der Ahnung kommander Unglücks?“

„Ahnung ist gut!“, sagte Henriette. „Der brave Rosenstock hat eingehen müssen, weil ihn die neue Geliebte des Königs, die spätere Maintenon, heimlich mit Vitriol begossen hat und damit der guten Lavallière das berühmte Zeichen von oben gab. Und Gerda, die liebte, hat damals mal einem Chinesen alle Fingerchen abgeschlagen, mit großer Mühe wahrscheinlich und trotzdem ohne Erfolg. Denn ich war halt leider, leider nicht so abergläubisch wie die arme Lavallière.“

„Na und ich?“ sagte Walter. „Ich war eben treuer als Ludwig XIV., viel, viel treuer!“

# DER DIRIGENT

VON SCHLEHDORN

Regierungsrat Julius hat eine quälende Angewohnheit. Er muß im Theater immer denken: ob wohl die Choristen und die Statisten satt gegessen haben. Im Zirkus: ob wohl der Clown von seinen Kollegen außerordentlich auch ernst genommen wird. Im Konzert: ob die Mitglieder des Orchesters auch glücklich verheiratet sind. Künstlerfrau sein ist wahrscheinlich schwieriger als Beamtin sein. Da steht der Frau Marianne, geb. Pergin, die gewiß nicht schön war, aber Glück glücklich machte, als Kontrast gegenüber der Maria Anna Apollonia Haydn, der Hausdrache des gütigen Meisters. Wenn der eine Clara Wieck gefunden hätte, und Beethoven überhaupt eine Frau als Empfängerin des schönsten seiner Briefe... Wenn Regierungsrat Julius musikalisch wäre, würde er sich während eines Konzerts konzentrieren, die Stirn tonversunken in die Hand gestützt, oder

aber zurückgelehnt, mit selig geschlossenen Augen, wie in der Badewanne von Tönen berieselt, und nur mitunter blinzeln, zu welcher der beiden gebräuchlichen Posen sich sein Nachbar entschlossen habe.

So aber stellt er sich vor, wie der Baßgeiger, wenn er zu Hause den ganzen Vormittag an dem dicken Saiten gezippt und gewuppt und geblät hat, seine gleichfalls behäbige Hausfrau bei der Suppe fragt: „Hast du gehört, die herrliche Sechste?“ — „Och“, sagt sie „bei dir höre ich ja nur immer das Unterfutter der Musik.“

Oder der Pauker (sagt man Pauker?), der so mitleidig ist — hat er mal zugehauen, so legt er meistens gleich besänftigend die Hand auf das geschlagene Fell — wie der sich zwischen dem Üben zu seiner Frau aufs Sofa setzt: „Nun habe ich mal wieder 64 Takte Pause. Wenn ich nicht noch 60 Takte warten müßte, um dann noch einmal 'bumm' zu machen, kämen wir noch rechtzeitig ins Kino.“

Der Fagottist stößt einige Male kokett die Zunge vor, hebt das Röhricht an den Mund, als ob er

Cocktail schlürfen wollte, macht bau-quäh, und dann setzt er wieder ab. Der Trompeter gleißt sogar jedesmal aus, was er zuvor gespielt hat. Cello ähnelt am meisten der Menschensimme — wie gut, daß in der sparsamen Natur nicht jeder Bassist solchen Kehlkopf braucht, und daß der Klang von ihm an anderer Stelle hervorgebracht wird. Die Harfe mit ihrem Klimpergewimmer hört sich an, als ob eine unglückliche Maus sich im Käfig der Musik verirrt hätte — meist ist es eine Dame, die sie aus der Partitur ins Freie läßt.

Am rührendsten ist der dritte Zweite Geiger; der hat vor der fliehenden Stirn eine treue Brillen, einen weißen Haarkranz, der absteht wie Gefieder und ein Nußackerkinn. Julius ist überzeugt, daß der noch nie einen falschen Ton ge-griffen hat — ein zuverlässiger Geigerbeobachter. Dann gleitet sein Blick über den begabten flämischen Flötenisten T. I. de Lüt und über den Ersten Geiger, den Bulgaren Doremitsoleodoff zu dem Manne, der im Mittelpunkt des Saales steht: dem Dirigenten. Der dick auf dem Plakaten steht; dem Generalmusikdirektor; der allein in den Kritiken steht: Anton Bullendur heißt er, und der Musikbetrachter der Allgemeinen Nachrichten Weber-Vibrato ist sein Prophet.

Wenn Regierungsrat Julius musikalisch wäre, würde ihm jetzt nicht der Gedanke durch den Kopf gegangen sein: „Ob der Mann wirklich so nötig ist? Gewiß, wenn er in herkulischen Boxerstößen den alten Herren im Orchester mit dem Einsatz droht, einmal, zweimal, dann fangen die auch an. Aber sie blieben wohl im Takt auch ohne ihn. Die klassischen Sachen können sie ohnehin, und bei den modernen kommt es nicht so genau drauf an. Offen gestanden, mir stört er manchmal die Andacht.“

Aber dann war die Musik wieder so schön, daß Julius dankbar war, nicht musikalisch zu sein, denn so brauchte er nicht zu kritisieren, sondern nur zuzuhören...

Weber-Vibrato, der Musikbetrachter, eilte nach dem Konzert heim an den Schreibtisch. Alles an ihm war Nerv und Muskel. Seine Brille brüllte, sein Halter hallte, seine Tinte tonte und was er schrieb, das schrie: „Bullendur-Abend“.

Über dem Schreiben ergriff ihn ein Gedanke. Er riß seinen breitkrempigen Hut vom Haken, ordnete nur flüchtig das Halstuch und stürzte in die Wohnung des Generalmusikdirektors, wo ihn der Tonangebende, etwas verwundert und sich diskret den Mund abwaschend, empfing: „Was vorschafft mir die Freude?“

„Meister — aber nein, ich mag Sie nicht mehr Meister nennen. Wenn Haydn in der Hauskapelle des Fürsten Esterházy, während seiner Pause mit dem Geigenbogen taktierte, wenn Johann Sebastian Bach vom Cembalo aus gelegentlich mit der weißen Spitzenmanschette den Einsatz winkle, — so war er kein orchesterlicher Betriebsführer, sondern bloß ein gehobener Mitspieler, eben bloß — Meister. Aber kein Direktor, geschweide denn Generalmusikdirektor! Keiner von ihnen hatte den Stab des Feldmarschalldirektors.“

Heute aber wurde mir klar: der Komponist trägt höchstens den Werkstoff herbei, das Orchester bearbeitet ihn, aber die Dome, ja, die Hochhäuser baut daraus in zeitlos zementenen Quadern — der Dirigent. Er gebiert die klassische Vollendung, an die sich Beethoven mühsam herangestastet.

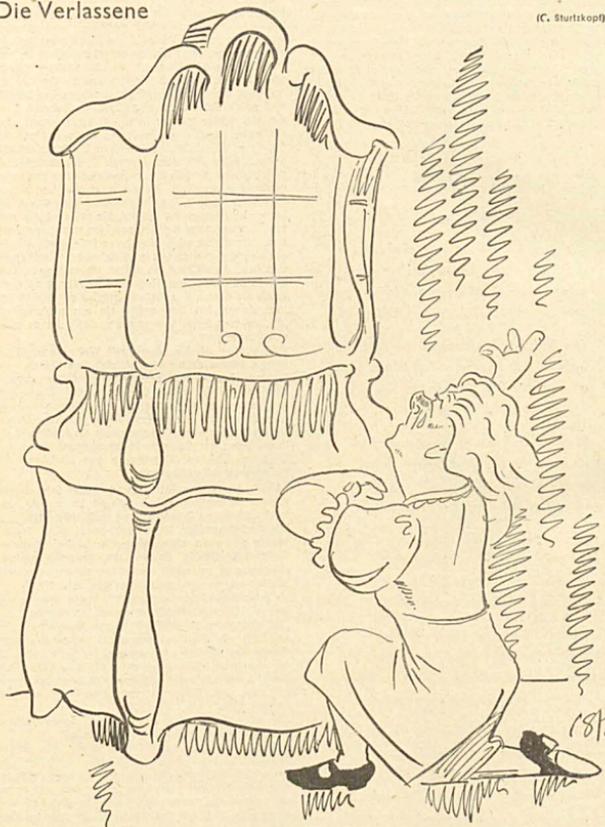
Es ist schon musikalisch unverantwortlich, ein Quartett so einfach vor sich hinspielen zu lassen — vier Männer ohne jeden Dirigenten, wie ein Verein ohne Vorsitzenden, ein Museum ohne Interpreten, ein Alpengehäusen ohne Erklärer. Oder wenn die altbewährte Sopranistin von dem altgewohnten Begleiter akkompagniert jubilare Triumph feiert: ich vermisse den musikalischen Chaparon, den Dirigenten.“

„Hm, das hat viel Richtiges“, sagte der große Bullendur.

„Und nun hören Sie meine Idee: Sie müssen ein Solo geben! Das ist die Forderung der

## Die Verlassene

(C. Sturtskopf)



„Buffet, du unerreichtes, mahagonifourniertes, wir bleiben zusammen!“

L'abbandonata: "O tu, buffetto, senza pari, impiallacciato di mogano, noi restiamo insieme!,"



„Das Muster und die Form Ihrer Krawatte sind wirklich sehr apart, Mr. Eden, aber wie man sie zuzieht, werde ich Ihnen zeigen, das kann ich besser!“

Lezioni di moda a Mosca: „Il disegno e la forma della vostra cravatta, Mr. Eden, sono davvero molto a parte, ma Vi mostrerò lo come si debba fare il nodo . . . lo lo so far meglio!..“

Stunde. Was ein modebedingter Klavier- oder Geligenspieler kann, das können Sie zehnmal.

Dirigieren Sie eine Symphonie ohne Orchester! Erwa die göttliche Dreizehnte, oder ein Werk des Debussy-Schülers Mollhuber, erwa die „Plütze im Mondschein“ die heute in aller Munde ist. Wachsen Sie im Crescendo schrumpfen Sie im Diminuendo zusammen, wiegen Sie sich im Legato mit selig breitem Munde, müllern Sie im Fortissimo und wechseln Sie nachher den Kragen. Wir haben so viel Musik ohne Melodie, so viel Tondichtung ohne Musik gehört, daß wir endlich

zur Musik ohne Ton durchdringen dürfen. Zur reinen Anschauungsmusik.

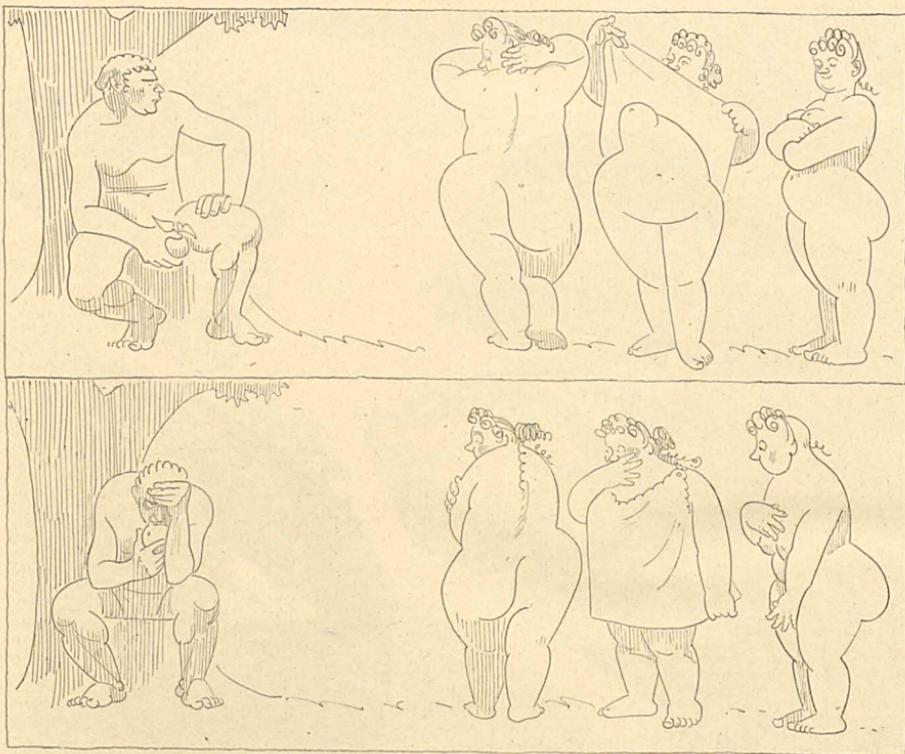
Und zum Anfang einer neuen Tanzkunst. Seit Jahren bewundern wir Sie — von hinten. Ich konne jede Naht Ihres Fracks, jede Falte Ihres Neckens, ja, das ausdrucksvolle Mienenspiel Ihrer Beinkleider . . . Welche Tänzerin würde es wagen, wie Sie, nur durch die Rückansicht fesseln zu wollen? Welcher Ausdruckstanz, drückt sich nur von hinten aus?

Und wenn Sie sich gar bei Ihrem Solo zum Publikum herumdrehten! Wir würden rasen vor Beifall

— wie jedesmal, wenn Sie sich herumdrehen und die Gewinnabschöpfung des Beifalls vornehmen.

Also fort mit dem Orchester! Wir sind zu musikalisch, noch Töne zu wollen. Die Plakate und die Berichte können bleiben wie sie sind. Die reden ohnehin nicht von den armen braven Namenlosen, die da unten diverse Töne machen, die sprechen doch nur von Anton Bullendur — dem Dirigenten . . .“

Der große Mann hat versprochen, den Vorschlag ernstlich zu erwägen. Er hat aber schließlich abgelehnt. Man sagt, seine Frau sei degegen.



## DIE BAUCHBINDE

VON HEINZ SCHARPF

Ehe ich diese Geschichte, die sich im Weltkrieg ereignete, erzähle, möchte ich vorausschicken, daß ihr anekdotischer Reiz nicht so erheblich ist, daß sie eine besondere stilistische Ausschmückung verdient, ich halte mich also an die nackten Tatsachen, die ich am Schluß allerdings diskret bekleiden werde.

Damals lebte auf Schloß Neudeck im Burgenland die alte Baronin Hatvany, deren noch immer jugendliches Herz mit Begelsterung an den Soldaten hing. Sie befahl die NeudeckerDorfschönen aufs Schloß, wies auf einen Berg giftgrüner Wolle und sagte: „Kinder, davon werden Bauchbinden für die Soldaten gestrickt. Ein warmer Bauch verdaut das kälteste Essen und in den Karpathen wird die meiste Zeit kalt serviert. Also los!“ Die Mädchen waren begelstert. „Der Bauch eines Soldaten ist auch ein schönes Land“, kicherte die alte Ilonka, die nicht gerade in Ehren grau geworden war. Jetzt strickte sie drauf los, wie sie früher drauflos oeliebt hatte. Nicht lange darauf gingen hundertfünfzig fertige

Bauchbinden zur Armee ins Feld ab, als Liebesgabe der Gemeinde Neudeck. Sie kamen zur achten Kompanie eines Jäger-Regiments und erwiesen sich als so warm und schmeißig, daß sie allseits gem getragen wurden. Sogar auf Urlaub führen die Soldaten damit. Eine Anzahl von ihnen kam auch nach Salzburg, wo das Regiment im Frieden garnisonierte. Der Fähnrich Quast erhielt gleichfalls dorthin Urlaub. Es war bitterkalt, als er in der schönen Salztachstadt ankam, aber er hatte Sonne im Herzen und die wärmende Giftgrüne um die Hüften. Auf der Staatsbrücke stieß er mit einem Mädchen zusammen, das ihn zwar nur kurz anblickte, aber es war ihm, als ob ihn ein Flammenwerfer gestreift hätte. Die Kleine würde ich vom Fleck weg heiraten, durchfuhr es ihn und sofort machte er kehrt und stiefelte der Schönen nach. Sie steuerte schnurgerade auf das Café Bazar zu, der Fähnrich folgte ihr immer knapper auf dem Fuß. Im Café war nur mehr ein einziges Tischchen frei, das zum Sitzen einlud, eine kleine Aufmerksamkeit Gott Amors. Fast zu gleicher Zeit nahmen die beiden Platz. Schon nach den ersten Worten, die sie miteinander austauschten, verstärkte sich die Absicht des Fähnrichs, dieses reizende Geschöpf vom Fleck weg zu heiraten.

Sie hieß Ingeborg. Nach einer halben Stunde nannte er sie bereits Fräulein Inge, dann Inge und schließlich Ingelein. Zurammen verließen sie das Café. Fräulein Inge, die sich bis dahin als eine blonde Unschuld erwiesen hatte, ließ auch weiterhin keinen Sturmangriff zu. Dann standen sie vor ihrer Haustür. Im selben Augenblick erlosch die Straßenbeleuchtung, wieder eine kleine Aufmerksamkeit Gott Amors, die auszunützen nun der Fähnrich nicht unterließ. „Wollen Sie noch eine Tasse Tee bei mir trinken?“ fragte im Anschluß daran Ingeborg, „aber wir müssen leise sein, daß meine Zimmerfrau uns nicht hört.“ Der Fähnrich war leiser als eine Katze, die an eine Maus heranschleicht. Dann saß er mit Ingelein unter einer roten Stahllampe und dachte zum drittenmal: die oder kenne! Kein Wunder wenn dem verliebten Quast dabei so warm wurde, daß er bei geggebener Gelegenheit sich seiner Bauchbinde zu entledigen trachtete. Inge, die hingegossen auf der Couch lag, sah es mit großen Augen. Beim Anblick der giftgrünen Binde entfuhr es ihr unversehens: „Bist du auch bei der achten Kompanie?“ Über dieses „auch“ fiel der Fähnrich aus allen Wolken. Fräulein Ingeborg wurde nicht vom Fleck weg geheiratet.

# HERR KEIN UND DIE MANDOLINE

VON ROLF FLUGEL

Da war er also eingezogen. Um der guten Augen, seiner sorgsam geputzten Hände zu betrachten und die Häßlichkeit des Zimmers blickt, blitzte und redete kreischend gleich von Anfang an ihn ein, mit gispisem Trompeten, vergoldeten Nippes, mit porzellanen Wellblechgebilden, leise schaukelnden Schulbüchern, mit vergilbten photographischen Vergrößerungen in altdieschen Rahmen. Dann stand er am Fenster und sah in einen trüben Hof, in ein Hinterhaus, dessen Öffnungen wie blinzeln, verschlagene, dumme Augen blickten, wie die Augen eines mißratenen Wesens. Trotzdem nahm er das Zimmer und er bekam auch immer Zucker zum Morgenkaffee. „Herr Kein“, sagte die Frau zu ihm — sie sagte immer Kein, obwohl er Grein hieß — „wartete Sie noch einen Augenblick, Ihr Hut muß noch ausgebüßet werden. Gestern hat es geregnet und Sie nehmen nie einen Schirm.“ — Dann kam sie fix mit der Bürste. So war es auch mit anderen Dingen und Herr Kein — nennen wir ihn in Gottes Namen auch so, denn die Frau setzte sich durch und er hatte nach einer gewissen Zeit alle Einwendungen und Richtigstellungen aufgegeben — war proper und in Ordnung, wenn er tagsüber Geschäftsbüchse machte und abends einige Male in der Woche im frisch gebürsteten, zwerihelligen blauen Anzug in den Schachklub ging. Trotzdem war Herr Kein ein einsamer Mensch, so sehr ihn die spanische Partie interessierte und manches Wechselgespräch den überblischen Geheimnissen des gefährlichen Königsgames nachzuspüren suchte. Die exakten Marschschritte in dem kristallinen Reich des Verstandes konnten ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihm manches fehlte. Doch war er schüchtern, fand schwer zu anderen Menschen und die Mädchen, so sehr sie ihn lockten in Träumen und auf seinen Wegen, waren göttliche Gebilde und ebenso weit von ihm entfernt. Wolken, Monde und das hohe Firmament lagen dazwischen. So hob er nur dann und wann seinen Blick, um vor der engstirnigen Schönheit vor ihrem Koffert die vor der rätselvollsten, tierhaften Grazie ihrer Körper zu erschauern.

Es war die Zeit der frühen Abende. In den Nachmittagsstunden schon lief der Mann, der eine lange Stange geschultert trug, an deren hochgehaltenem Ende eine kleine Petroleumlampe brannte, durch die Straßen und entzündete die grünen Monde der Gaslaternen. Sie machten zunächst die Dämmerung nur noch tiefer. Herr Kein schritt fröstelnd und mit hochgehaltenem Mantelragen den Positionslöchern der Lampen entlang. Sie standen und schwebten im feuchten Nebel wie schwermütige Geister. Im Zimmer glöste die Ofen. Er machte kein Licht. Kein Ton war zu hören und auch die gispisamen Männer in Stulpenstiefeln und Federbarrett schienen ihre Trompeten abgesetzt zu haben. Da krachte tief im Gehäuse des Sofas, von plötzlichem Freiheitsdrang gepackt, eine Jahrelang von dicken Menschen gefoltete Feder. Nein, ihre Kammer war nicht zu sprengen, aber sie hatte es nun jedenfalls einmal der Welt gesagt, laut und pistolenschußartig. Herr Kein dachte, sie hat recht und so ist es nicht verwunderlich, daß auch er daraufhin zu einer Tat entschlossen war oder doch einen Weg zu ihr suchte. Aus vielen Fenstern im Hinterhaus strahlte Helle in den bodenlosen Schacht des finsternen Hofes. Hinter den dünnen Wänden aus Glas hartnieten Menschen, andere saßen, unbeweglich sinnend dem Leeren verbunden, in der Flut ihrer Gedanken ruhend, wie schwimmendes Holz im stillen Wasser. Herr Kein starrte hinüber, das Gesicht an die Scheiben gepreßt. Seltsam lockende, dämonische Schauspielere boten sich miunter in den Ausschnitten der Fenster dar, genährt von dem Grauen des Panoptikums wie von der mechanischen Gelenkigkeit des Marionettentheaters. Einmal sah er

so etwas Entsetzliches, zum mindesten in der Wirkung Entsetzliches, daß er beschloß, seine Neugierde einzustellen. Nun, heute brach er sein Gelübde. Dort und hier strahlten die Fenster ihm gegenüber, und es war wie das Rampenlicht vor Monologen und Pantomimen. Und nun sah er zum erstenmal das Mädchen mit der Mandoline. Auf einem Tisch war ein Notenständer aufgebaut, die linke Hand faßte die Griffe am Hals des Instrumentes, die Rechte zirpte mit dem Schildpattplättchen zögernd, stockend und gelegentlich einhaltend über die Saiten. Kein Ton drang zu ihm und auch das Gesicht des Mädchens war ihm verborgen. Herr Kein bückte sich, um den Ausschnitt des Fensters zu verändern. Doch war der Hals, ein schmaler, weißer Hals, an dem ein dünnes Kettenchen blitzte, das Kußerste was sich seinen Blicken bot. Fesselte ihn die Demut der Gebärde, war es das streichende Spiel der Finger? Er erinnerte sich, kürzlich auf einem Bild musizierender Engel von Jan van Eyck schon einmal solche Hände gesehen zu haben, langgliedrig, in der Bewegung selbst zur Melodie gewordene Hände. Als Herr Kein tags darauf seinen Geschäften nachging, war er von einer drängenden Unruhe erfüllt. Es fiel ihm schwer, sich selbst Rechenschaft abzugeben. Es ist einfach lächerlich — das sagte er mehrfach ohne sonderlichen Erfolg vor sich hin. Im Schachklub sollte er heute mit dem — mit dem Ding, dem Entzinger spielen, dabei wußte er ganz genau, daß er nicht mit dem Entzinger spielen werde, überhaupt mit niemand, daß er gar nicht hinget,

daß er — sie widersprechen will, daß es brennt in ihm, ihre schmalrindigen Hände zu betrachten und das Gesicht kennenzulernen. Das Gesicht, das er nicht kennt und doch kennt. Es wird von dunkelbraunen Locken umrahmt sein, sinnierte er, und über dem himbeerfarbenen Mund wird er schmaler Naserücken zu den feinen Pfirten der Augenbrauen führen. In der Phantasie war Herr Kein ein rüstiger, ja mutiger Fußgänger in den Gefilden der Liebe. Da kannte er jeden Winkel und jeden lauschigen Platz. Alle Springbrunnen drehte er auf, und es gab kein schwelendes Polster, auf dem er sich nicht schon mit den Amoretten seiner Kühnen Gedanken zu selbigem Spiel gelagert hätte. So darf es nicht wundernehmen, daß er auch vor dem zärtlichen, seligen Rund ihres Busens nicht halt machte.

„Aber Herr Kein“, sagte die Hausfrau, die, an den mit fast pedantischer Sorgfalt eingehaltenen Stundenplan ihres Mieters gewöhnt war, und sie setzte gleich hinzu, ob ihm etwas fehle. „Nein, gar nicht — das heißt eigentlich doch.“ Und Herr Kein benahm sich mit feibriggelänzenden Augen weiterhin so verwirrt und fahrig, daß die Gute in erster Sorge daranging, einen Kamillentea zu kochen. Sie zwang ihn mit mütterlicher Gewalt in die Küche, und erst nachdem er einige Tassen voll bis obenhin hinuntergestürzt hatte und nun die ersten Schweißtropfen wie die Herolde eines noch folgenden stattlichen Zuges unter den Haaren hervorickerten und langsam begannen, die Stirn hinunterzurollen, um in den Gruben der Augenhöhlen zu verschwinden, war sie mit ihrem Hilfswerk zufrieden. Nun müsse er schnell ins Bett. Ja, das wolle er auch, und verschloß nach einem flüchtigen Gruß die Tür zum Zimmer. Dann stürzte er mit einem einzigen langen Satz ans Fenster, hielt sich am Rahmen fest und sah die der Musik hingebenen Finger, die Mandoline ruhend im schmalhüftigen und doch weichen Schoß, den Hals und das Kettenchen. Ach — er preßte das Gesicht, stampfend, Gesicht an das kühle Glas, fühlte sein Herz schlagen, kräftiger und schneller. Dann senkte er den Blick unter der Last eines unsichtbaren Schicksals irgend wohin ins Dunkle des Hofes. Ob ich sie liebe, fragte er sich bestürzt und voll einer tiefen, ihn selbst überraschenden Erschütterung Dabei konnte ich nicht einmal ihr Gesicht, ihre Stimme, den Druck ihrer Händel ich liebe weniger als ein Schattenbild —

Tags darauf, als ein zuckriger Schnee gefallen war, der die ganze Stadt, die Brücken und Bögen und die Burg zu einer einzigen Weichheitsausflucht gemacht hatte, war er geneigt, mit einem Spittelaesen, überlegenem Unterton die Eindrücke des vergangenen Abends als Himgespinnste abzutun. Der Entzinger hatte angerufen; er ist mit dem Hinweis auf die Kamillenkur auf heute abend vertriebt worden. Doch spielte er ohne Lust und verlor in kurzer Zeit zweimal hintereinander. Ob der Kamillentea etwa blond oder schwarz sel, hänselte der Entzinger, nachdem sie die Figuren in die Schachtel zurückgegeben hatten. Auf diese Frage ist Herr Kein prompt rot geworden; er hat sich schnell verabschiedet und ist nach Hause gelaufen. Doch war das Fenster im Hinterhaus schon dunkel. Da stand er nun und seufzte in das schwarze Wasser hinein, an eine dünne Wand hint. Liebende haben für unbeflegte Betrachter leicht etwas Komisches, um nicht zu sagen Irrs, jedenfalls etwas, das zum Spott reist. Doch ist von diesem Spott zum Neid nicht allzu weit, und wie gnanlos ist eine Zeit, die so wenig noch von der herrlichen Bürde der Anbetung gelten läßt. Auch Herr Kein mag unser Lächeln herausfordern, als er jetzt, die Stirn unter der bohrenden Last der brunnetellen und doch auch wieder schmetterlingsleichten Gedanken kraus gezogen,

## DAS SCHWARZE HUHN

Das war die alte Levertkuh,  
die saß mit ihrem schwarzen Huhn  
zu Lüneburg im Spittel.

Sie hatte weiter nichts zu tun,  
als sich vom Leben auszuruhn  
im Rahmen ihrer Mitter.

Doch war'n im Herbst die Felder kahl,  
ward ihr der Ohrenstuhl zur Qual,  
und sie begann zu hoppeln.

Sie band das Huhn in einen Schal,  
nahm Binsenkorb und Bohnenpfahl,  
und stapfte in die Stoppeln.

Und schien ihr lohnend wo der Grund,  
band sie das schwarze Huhn los, und  
es klingt wie eine Fabel:

es suchte rings umher im Rund,  
und trug wie ein dressierter Hund  
ihr Ähgen zu im Schnabel.

Und lag im Winter dann der Schnee,  
lud Levertkuh'sch auf Kornkaffee  
zu sich die Spittelaessen.

Und zwischen Kuchen und Gelee,  
das schwarze Huhn als gute Fee  
trank mit aus allen Tassen. —

WILHELM MICHELS



Sonst, wenn er durchs Fenster blickte  
und die blanke Scheibe sah,  
freute sich der Mensch und nickte:  
„Wahrlich, er ist wieder da!“

Wie so hold umspann die Nähe,  
Busch und Teich und Feld, sein Licht.  
In der Ferne alles Jäh  
floß zusammen, ward zunicht.

Aber heut ist er uns allen  
ein Fanal wie früher nie.  
Herzen hämmern, Lippen fallen:  
„Horch! ... Was war das? ... Kommen sie?“

Dr. OWGLASS

daranging, die Schuhe auszuziehen, die Krawatte zu lösen, die Hose aufzuknöpfen, die Unterhose abzustreifen, um jetzt mit eckigen Knien, den Namen der unbekanntem Geliebten murmelnd, am Waschtisch zu stehen. Aus dem Ofen fiel eine rote Glut. Herr Kein bewegte die Zehen auf und ab, kleine Tänzer im schönsten Bühnenlicht. So dachte er an das Fräulein mit der Mandoline.

Viele Menschen sind im Bett vor dem Einschlafen besonders mutig. Sie halten große Reden auf ihre Widersacher, und eine tödliche Dialektik steht ihnen auf einmal zur Verfügung; originelle Gedanken, wert aufgeschrieben zu werden, kutschieren vorüber, blitzten auf in der Laterne magica des Bewußtseins und verschwinden wieder im Nebel des Nichts. Auch Herr Kein hatte die Lösung. Sie war kinderleicht, und er pfiff leise vor sich hin. Er würde einfach morgen die Wirtin fragen: Sie wohnen schon lange in dem Haus — Sie kennen doch die Leute, so würde er sagen. Im zweiten Stock im Hinterhaus lebt ein mandolinespielendes Mädchen. Wissen Sie ihren Namen? Dann würde sie ihn sagen und alles wäre gut. Sie

würde ihm vielleicht mit dem Finger schalkhaft winken und: Herr Kein, Herr Kein rufen. Ach, würde er dann mit einer lässigen Bewegung erwidern und ein Lächeln aufsetzen, das Lächeln des Frauenkenners. Dann würde er die Tür in die Hand nehmen, mit zwei Fingern an den Hutrand tippen, so wie er das einmal im Kino gesehen hatte und: Tag Frau Schuler sagen. Unter diesen forschenden Betrachtungen schlief er ein, und ganze Heerscharen mandolinespielender Engel schlossen sich um ihn zu einem schwebenden, zirpenden Chor zusammen. Die Engel waren von einer mädchenhaften Anmut, doch hatten sie keine Gesichter.

„Es ist nämlich so“, sagte Herr Kein am Morgen, und er hatte das Gefühl, als ob sein Körper allein, von seinem Ich im Stich gelassen, diesen waghalsigen Weg hinunterliefe, immer schneller, immer schneller. „daß im Hinterhaus jemand Mandoline spielt!“ — Die gute Frau Schuler hielt im Geschirrspülen ein; alle Frauen haben da eine Witterung, kennen sich aus und sind zusammengeschlossen wie ein Orden. Sie hob schalkhaft den Finger, sah ihren heute so sonderbaren Mieter von der Seite

an und erwiderte: „Herr Kein, Herr Kein!“ — Herr Kein hatte es genau gewußt, aber es half ihm nichts. Die Röte überzog sein Gesicht bis hinter zu den Ohren, und es war, wollte man die Farben in dem Zimmer gegeneinander abwägen, ein greller Gegensatz zu dem nickelhellen Morgen im Fenster. Die Frau hatte ihr Lächeln verstärkt, doch war es mit Güte vermischt. Herr Kein sah sich um wie ein gefangenes Tier, es blieb ihm nur mehr der Ausweg des Amoklaufes. Mit donnernder Stimme schrie er: „Ich frage nur, weil ich den Lärm nicht vertragen! Daß Sie es wissen, dieser Lärm, der oft bis in die Nacht hineingeht!“ Es dröhnte im Nachhall eine Tür und Schritte, aufgeregtes Getrappel, klapperten über die Treppe. Der mit sich selbst und der Welt zerfallene Junge Mann begann nun in den nächsten Tagen gegen seine — wie er es jetzt höhnisch nannte — wahrhaft kopflose Liebe vorzugehen. Doch mußte er immer wieder feststellen, wie viel Ableger sich schon in das Erdreich seines Herzens versenkt hatten. Trotzdem stand er nur mehr selten am Fenster, und auch da sah er nicht immer die musizie-

renden Hände. Mehr und mehr verklärte die süße Wehmuth des Verzichts die Unerlebbare. Im Schachklub wirkte er geheimnisvoll; ein männlich beherrscher doch weher Zug schien um seine Lippen graben. Diegeister von einem großen Liebeslebens unwittert und gezeichnet, machte er über das Brett gebogen seine Züge, ein erster Mann, plötzlich weit über seine Jahre hinaus gerückt. Wir sind schon fast geneigt, mit Herrn Kein zusammen von der Gnade der Überwindung zu sprechen, da kam eines Tags, besser eines Abends, ein Mädchen vom Rückgebäude her über den Hof gesprungen. Herr Kein hatte sich gerade Hartwurst gekauft und Kaisersemmeln, jetzt aber war ihm der Hunger fortgerückt durch die Taschen seines Anzugs. Was hatte er denn von ihr gesehen in der Sekundenschnelle? Wohlgeförnte Beine, einen grünen, pelzverbrämten Mantel, züchtlich um die Hüfte gespannt, oder war der Mantel rot oder blau — das wußte er nicht. Aber er sah ihr Gesicht, durchpulst und belebt von allen herrlichen Strömen der Jugend. Dieses Gesicht — er sinnierte im kalten Haussang vor sich hin — war wie ein auf Flaum gebettetes Osterei. Ach, wer wollte sagen, was dieses Gesicht ihm war: Sternendliches und küßbarer Mund, paradiesischer Klang und Spielball. „Haben Sie werthen müßen?“ fragte ihn Frau Schuler, doch hatte sie das Teewasser warmgehalten. Sie wollte ihm so geme helfen, und einmal fand er einen Zettel auf dem Tisch: Interessiert Sie der Name noch? Doch tat er damals so, als hätte er ihn nie gelesen. Nun von dem Tag an, da er das Mädchen gesehen hatte, war die Welt anders und kostbarer geworden. Der glisperte Trompeter war heute vergelbt; alles schien heute vergelbt. Herr Kein schrieß in sein Gesichtsbuch mit „fin.“ Sie konnte nicht goldene Ziffern. Auf goldenen Schuhen schritt er über goldene Straßen, und er wußte auch, daß er es jetzt tun könne. Als er sie wieder traf, diesmal auf der Straße vor dem Haus, zuckte nur kurz sein Herz. Zuviel stand auf dem Spiel. Dann sagte er, als hätte er es schon oft gesagt: „Frühen, spielen Sie Mandoline?“ Das Mädchen war kurz stehen geblieben. Es war eigentlich nicht sehr überrascht, denn schon öfter mochten ihr ähnliche Dinge begegnet sein. Auch der Unwille war ein dezenter Unwille. Die Männer konnten wohl nicht ändern und irgendwie schlen es ihr auch in Ordnung zu sein. Dann erwiderte sie, und ihre Augen funkelten vor Lust an der Parade, aber auch die Grausamkeit mochte einige Blinklichter aufgezogen haben: „Das finden Sie wohl besonders originell!“ Herr Kein brachte noch ein aufgeregtes „Aber — — —“ hervor, doch war da nichts mehr als eine Wand und ein Schild an der Wand, ein Nummernschild. Herr Kein las die Ziffern, rechnete sie zusammen und multiplizierte sie mit fünf. Sie konnte Christa heißen. Dann tauchte er wieder auf und schüttelte sich; der Kopfspinn in die Behälter ihrer Augen war zu Ende. In einem Zug matt, quälte er sich. Das gab es doch nicht. Oder ging dieses Spiel, das ja auch kein Spiel, sondern das Gegenteil von einem Spiel war, nach anderen Regeln? Er konnte es jetzt einfach nicht, die Figuren zusammenzuwerfen.

So stand er die nächsten Tage, die Wochen, um die gleiche Stunde vor dem Haus, stapfte durch fallenden Schnee, glitschte über gefrorenes Wasser, hörte einmal auch einen frischen Regen auf seinen Hutrand trommeln. Sie kam nicht mehr. Schräg gegenüber in der Ecke eines Haussangs war ein Maronimann mit seinem runden, schwarzen Ofchen aufgezo-gen. Herr Kein wurde Stammgast. Sie führten freundliche Gespräche, derweil er seine Hände an den heißen Kastanien wärmte. Dann ging er wieder auf und ab und streckte in Abständen die runden Kugeln in den Mund. Sie dampften noch, wenn man die knusperige Schale entfernte. Er ließ sie, von der Zunge gesteuert, in der Mundhöhle herumrollen, bis sie genug abgekühlt waren, um mit Zähnen und Gaumen ge-

packt zu werden. Als töglicher Kunde bekam er ausgewählte Exemplare; duftende Kugeln, Hitze strahlende kleine Sonnen. Herr Kein hatte mühter Mühe, sie unterzubringen. Als einmal, es mochte die dritte Woche vergangen sein, die linke Backe gerade bis zum Platzen gefüllt war, da geschah es — da kam das Mädchen hinter ihm her. Ohne sie gesehen zu haben, fühlte er sie. Sein Herz hämmerte und dröhte ihm in die Ohren. Schon war sie an seiner Seite. Der Mann drehte in unwillkürlichem Zwang den Kopf, sah sekundenschnell einen erstauenden, dann spöttischen Blick in der dunklen Tiefe ihrer Augen. Nun nahm er den Hut vom Kopf, wollte trotz der klemmenden Kugel in der linken Backe zu sprechen beginnen. Doch war sie schon an ihm vorbei. Er griff wüthend nach der Kastanie im Munde und behielt sie in den Fingern. Das Hubbard liebte an der Stirn. Dann murmelte er ein Wort: „Vorbei!“ oder so etwas Ähnliches. Mehr und mehr nahm seine Liebe in den nächsten Monaten einen mystischen Charakter an. Manchmal, wenn er wach im Bett lag, war er sich darüber klar, daß dieses Mädchen gar nicht existierte, daß es ein Idol war, eine Phantasmagorie, das geistige Bild eines reinen wünschens, und er faßte es in den Goldgründ götlicher Maadnengemälde. Nur schenkte ihm das Bild, wie wir noch in Gedanken den Blick zu ihr, die vor ihm schwabte im dunklen Zimmer. Zu überirdisch schien ihr Funkeln, zu göttlich die Strahlung ihrer Gnade. Es ist nicht verwunderlich, daß Frau Schuler längs, was die Wirkung ihres Kamillentees betraf, in ehrliche Zweifel gefallen war. Ihr Mieter hatte den Frohsinn abgelegt, so wie im Herbst die Bäume ihre Blätter ablegen, nur nicht so tändelnd, nur nicht so gelb und rot, als wollten sie ihr nahes Ende mit Tanzkleidern verhüllen. Nein, vielmehr so, wie einer, der seinen von einem Windstoß entführen und von der Straßenbahn überfahren Hut in den Randstein wirft. Und Christa? Ahnte Christa etwas von dieser Verwüstung? Schritt sie vielleicht mit hochgeschürztem Röckchen durch diese Seelenpein? Ist sie, sagen wir es deutlich, kokett, kalt, grausam und unwürdig, das Bild des Medallions zu füllen, mit dessen silbernem Kettchen Herr Kein wie ein Weihnachtsbaum sein Herz verschlingt. Weiß sie etwas von dieser Fassung, die ihr einziges heilvolles Lächeln zwar noch enger und unlösbarer, aber zu lächerlicher Würde verwandelt hätte, oder ist sie diesen immer neu auf sie eindringenden Anrufen gegenüber taub? Ist sie, mit einem Wort gesagt, dumm? Denn dieses ist die eigentliche und größte Dummheit der

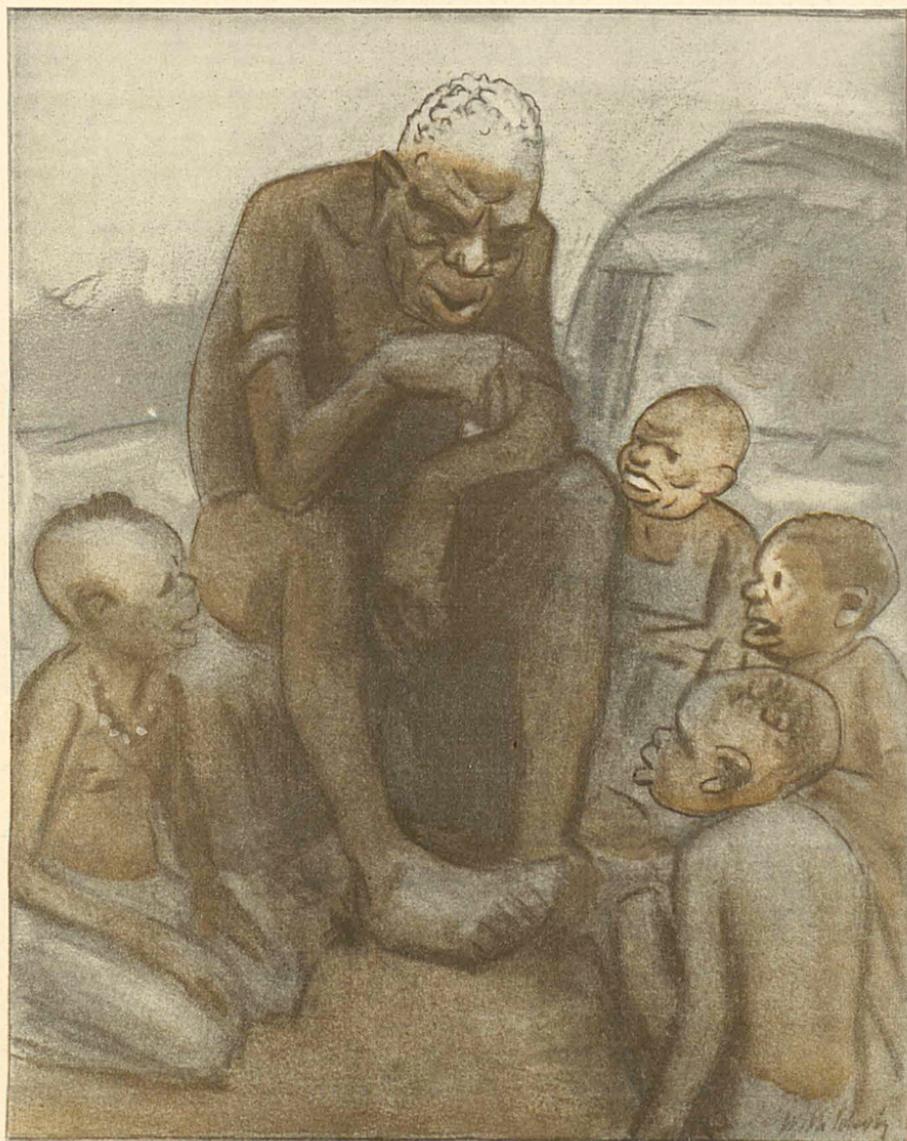
## LIEBER SIMPLICISSIMUS

Ich habe meine Gebirgsjäger in der Instruktionsstunde über den Gebrauch des Gewehrs belehrt und dabei auch vor unnützem Munitionverbrauch durch vorreiliges Schließen ins Blaue hinein gewarnt. Um darzutun, wie nachteilig sich die Außerachtlassung dieser Warnung auswirken könnte, wies ich auf die Tatsache hin, daß im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 auf einen Franzosen etwa 3000 Infanteriegeschosse gekommen seien. Da platzte ein biederer Östmarkler heraus: „Sakra, den mußst nicht über'rissen ham.“ G.

\*

Der trinkfeste französische Lyriker Ponchon, Mitglied der Goncourt-Akademie und Verfasser so mancher wein- und liebesfrohen Leichtfertigkeit, fühlte sich krank. Nach gründlicher Untersuchung stellte der Arzt Wassersucht fest. „Unmöglich!“ Ponchon lächelte ungläubig. „In meinem ganzen Leben habe ich keinen Tropfen Wasser getrunken!“ F. F.

Frauen. Dabel ist es so gewesen, daß Christa einige Male, ja öfter, ohne von ihm gesehen zu werden, mit Herrn Kein zusammengetroffen war, daß sie seinen Namen wußte, daß sie bald began, sich ihres eigenen Spottes ob seiner komischen Hilflosigkeit zu schämen. Ja, ein mütterliches Ahnen zum erstenmal aus unbekanntem Gründen ihres Wesens aufsteigen spürte. Ihr Liebest, das hatte sie sich zwar die ganzen Jahre her gesagt, mußte ein Sieger sein. So mit Hallo und Augenzwinkern und Händen in den Taschen. Mit der Schulter würde er zucken, nur eine kleine Bewegung, kaum sichtbar, und schon würde sie an seine Brust sich stürzend drängen und Liebesworte stammeln. Eine Hand würde er in seiner Tasche behalten, die andere aber, o die andere, um ihre Hüfte schlingen. Eine Eisenklammer würde das, ein Staubrock, und wenn sie Schmerzen schreie ausstoßen würde, wären es keine Schmerzschreie, sondern solche der Lust. Nun kam Kein! — Die Erwachsenen hatten es oft genug gesagt, jetzt sah sie es selbst: Das Leben ist kein Film. Kein ist das Leben. So ging sie hin, sich eine Mandoline zu kaufen, ein Leichtes, weh, verzichtendes Lächeln spannte sich um ihren Mund. Sie schien plötzlich reifer; außerdem war sie unerschrocken. Doch hatte sie gestern ihren Herrn Kein so nannte sie ihn bereits für sich — wieder einmal gesehen. Sie freute sich mit drängender Kraft ihrer prangenden Jugend. So breitete Christa in stiller Erwartung und mit falschen Griffen auf der Mandoline den sonst so dunklen Mantel der Zukunft vor sich aus. Da sie wußte, was sie wollte und entschlossen war, danach zu handeln, da der blinde Passagier Kein in ihrem Lebensschifflein nie selbst zum Steuern zu bewegen sein würde, ging sie tags darauf, sondern nachts und duftend vor Frische, Herrn Kein entgegen. Es war die selbstverständlichste Sache der Welt. „Herr Kein“, sagte sie und ihre Stimme flackerte nicht einmal, „natürlich kann ich Mandoline spielen!“ — Zwischen der Frage und der Antwort lagen sieben Wochen. Sie schrumpften in sieben Sekunden zusammen. Herr Kein hielt ihre Hand, sah, da er den Blick noch nicht ganz zu erheben wagte, auf den höchsten Knopf ihres Mieders. Dieser große, runde, glänzende Knopf war wie ein kleiner Spiegel. Er sah sich dort ein Bild abnehmen. „Ach“, sagte er, „denn sind Sie es doch, ich habe es gleich gewußt.“ Blitzschnell, nicht aus dem Wissen, nur aus der Witterung des liebenden Menschen schöpfend, kam die Antwort: „Ja, ich bin es!“ — Wer soll sich sein, dachten ihre nächsten forschenden Gedanken, alles; doch begann er aber schon zu erzählen, alles zu erzählen. Das fadenüdnere Rinsal wurde zur plätschernden Kaskade. Da war der Kopf zu den Händen, den Hüften. Die Kaskade wuchs zum Wasserfall. Herr Kein war ein guter Erzähler. Herr Kein war an einem einmal „Verzeihen Sie.“ Dieses Engelsgesicht neigte sich ihm lächelnd zu, es war ein Lächeln, das die höchsten, die schroffsten Berge sich öffnen ließ, um die Schätze ihrer Tiefe darzubieten. Sieben Sekunden wurden zu sieben Jahren. Es war, als ständen sie noch immer Hand in Hand. Dabel waren sie schon längst verheiratet. Die Mandoline lag im Glasschrank auf einer dunkelroten Plüschdecke neben den Tassen mit dem breiten Goldrand. Sie führte das Leben einer Ehefrau. Erzählt, Herr Kein war zu einem einmal so, trotz ungespielt. Nein, sagte Christa und erhobte sichtlich das Geheimnis noch mit dunklen Andeutungen, nein, sie könne und dürfe nicht mehr spielen. Die Mandoline sei kein Musikinstrument. Was sie zum Klingen habe bringen sollen, habe sie zum Klingen gebracht. Sie sei ein Symbol. Dabel hatte Herr Kein eine Vorliebe für das Mandolinspiel. Doch sagte er jedem, der es hören wollte, daß Christa die Richtige sei. Auch Frau Kein bestätigte es.



„Und es werden im Kriege in Europa Frauen und Kinder von fliegenden Soldaten umgebracht!“

„Aber Großpapa, erzähl uns doch keine solch übertriebenen Greuelmärchen, so was gibt es doch bei den Zivilisierten nicht!“

Presso i selvaggi: „... e nella guerra in Europa vengono massacrati donne e bambini dai soldati dell'aria!..“  
„Ma, nonno, non raccontar tali esagerate favole di atrocità; ciò non avviene, no, presso popoli civili!..“